



Die stabile Tür lässt sich abschliessen – doch dank Öffnungen kann man mit den Bewohnern kommunizieren. Fotos: Manuel Rickenbacher

Menschen mit stark herausforderndem Verhalten

Sie schlagen, sie beißen, sie tun sich weh

Es gibt Menschen mit einer Behinderung, die überfordern sogar Fachleute. Sie schlagen auf Möbel und Wände ein und manchmal auch auf sich selbst. Darf man sie einfach wegsperren und ruhigstellen?

Von Jessica King, «Beobachter»

Sie beißen, schreien und treten. Schlagen auf Möbel ein, auf Wände und manchmal auf sich selbst. Oft, weil sie sich sonst kein Gehör verschaffen können. Weil sie gelernt haben, dass sie nur so Aufmerksamkeit erhalten. Meistens sind sie unfähig, ihre Anliegen verbal zu formulieren. Also werden sie laut. Oder kratzen sich das Gesicht blutig. Und wenn niemand mehr weiss, wie man mit ihnen umgehen soll, werden sie ratlos weitergereicht. Von Institution zu Institution. Und wenn sich gar niemand mehr zuständig fühlt, zurück nach Hause, zu den überforderten Eltern. Oder in die Psychiatrie, wo sie mit Medikamenten ruhiggestellt werden.

Das ist bis heute das übliche Verfahren für Menschen mit stark herausforderndem Verhalten. Das sind mehr, als man denkt: Zwischen 10 und 50 Prozent aller Bewohnerinnen und Bewohner in Heimen sind mindestens herausfordernd, sagt eine englische Studie. In der Schweiz wären das zwischen 2500 und 12500 Personen. Seit rund fünf Jahren steht diesen «Schwierigen» nun immer öfter eine neue Möglichkeit offen: Spezialwohngruppen mit Intensivbetreuung.

* Alle Namen geändert

«Er vergreift sich gern an Frauen»

Zum Beispiel in Königsfelden AG, auf dem Gelände der psychiatrischen Klinik. Seit September gibt es hier eine solche Wohngruppe. Betrieben wird sie von der Stiftung Faro, die Wohn- und Arbeitsplätze für speziell Bedürftige anbietet. Im dunkelgrauen Betonbau mitten in der Parkanlage wohnen drei Männer und eine Frau zwischen 18 und 38 Jahren. Alle haben geistige Behinderungen, alle wurden wegen ihres Verhaltens bereits aus anderen Institutionen geschmissen.

Aber allen Vorurteilen zum Trotz ist die Stimmung an diesem Dienstagnachmittag friedlich. Marco* fläzt sich auf dem blauen Sofa, in Nachmittags-Soaps auf RTL vertieft. Vom Esstisch aus beäugt Philipp* neugierig die Gäste. Als er aufstehen will, um näher zu kommen, stellt sich sofort ein Betreuer mit aus-

gebreiteten Armen dazwischen und bringt ihn in den kleinen Vorhof, wo er den Betonboden zu fegen beginnt. «Philipp vergreift sich gern an Frauen», erklärt Wohngruppenleiterin Christine Seiler. «Auch an Frauen, die er nicht gut kennt.» Der junge Mann war wegen sexueller Belästigung verurteilt worden, die Gefängnisstrafe wurde aber zugunsten einer stationären Massnahme in Königsfelden aufgeschoben. Hier wird er eng begleitet und lernt so allmählich, an welche Grenzen er sich halten muss.

Ein Zimmer, nicht ein Käfig

Auf den ersten Blick ist das Wohnheim Sternbild nichts Besonderes. Modernes Interieur, gemütliche Sitzecke, grosser Fernseher – es könnte eine WG für gut betuchte Studenten sein. Ausser dass es zitronig frisch nach Putzmittel riecht. Dann fallen Details auf. Zwischen Küche und Wohnzimmer verhindert eine dicke Glasscheibe, dass Bewohner an die heissen Herdplatten gelangen. Das ist vor allem für Marco hilfreich. Er ist stark fixiert aufs

>>



Eine nicht ganz gewöhnliche WG: Der gemeinsame Wohn- und Essbereich.

Essen, in anderen Wohnheimen hat er zwanghaft an Pfannen und Töpfen gerochen. Im Essraum steht ein kleiner Holztisch einsam abseits. Die einzige weibliche Bewohnerin, Karin*, wird schnell hibbelig, wenn sie am gleichen Tisch mit den anderen essen muss.

Im Obergeschoss wird der Unterschied zu einer normalen Institution deutlicher. Hier liegt Yanis* in seinem Einzelzimmer im Bett und spielt mit einer rot-weissen Plastikkette. Immer wieder wirbelt er sie in der Luft herum, wickelt sie um den Arm, lässt sie auf den Boden klatschen. Dabei stöhnt er laut und krümmt sich, als ob ihn der Bauch schmerze. Christine Seiler beruhigt: Yanis spreche nicht, das seien seine normalen Geräusche.

In Yanis' Zimmer ist das Radio mit robustem Klebeband an der Wand fixiert, der Schrank angeschraubt. Bilder gibt es nicht.

Marco braucht jetzt weniger oft Fäuste und Zähne und ist berechenbarer geworden.

Alle Einzelzimmer sind nicht nur mit einer normalen, sondern auch mit einer Kontakttür abgesichert, eine dicke Holztür mit oval geschwungenen Löchern. Man kann sie schliessen, ohne das Zimmer gleich in einen Käfig zu verwandeln. «Sobald eine Situation eskaliert, bringen die Betreuer die Bewohner ins Zimmer, damit sie sich erholen können», sagt Christine Seiler. Der grosse Vorteil: Wegen der Kontakttüren müssen die Bewohner nicht mehr ans Bett gebunden werden. Die Betreuer können durch die Löcher mit ihnen reden und kontrollieren, ob sie wieder ruhiger werden.

Ganz, ganz ruhig bleiben

Über den Zimmertüren sind mehrfarbige Lampen angebracht. Besonders wichtig ist die rote. Sie ist mit einer inter-

>>

nen Alarmanlage verkabelt. Wenn ein Bewohner in eine Krise schlittert und die Betreuer die Lage nicht mehr im Griff haben, können sie per Knopfdruck um Hilfe rufen. Die Lampe leuchtet dann auf, und alle Angestellten in der Nähe, die nicht dringend beschäftigt sind, sprinten so schnell es geht in die Spezialwohngruppe. «Zu Beginn hatten wir viele Fehlalarme, weil die Bewohner nichtsahnend die Knöpfe drückten», sagt Seiler.

Richtige Alarmzustände gibt es wenige. Im Schnitt einen pro Woche. Das liegt vor allem am Personal. «Wir sind ein Team, das keine Angst hat», fasst Sozialpädagogin Susanna Mosimann zusammen. Man lebe damit, dass man vielleicht einen blauen Fleck einfange oder an den Haaren gerissen werde. «Aber auch wenn uns jemand vor dem Gesicht herumfuchelt, stehen wir ruhig und gelassen da und denken: «Der Bewohner will nichts Böses. Er will einfach etwas sagen, und wir müssen lernen, ihn zu verstehen.»»

Hinter dem herausfordernden Verhalten steckt meist ein Problem, das die Person nicht mündlich ausdrücken kann. Hunger. Kopfschmerzen. Ein zu lautes Geräusch, zu viel Nähe. Einsamkeit. «Ein Bewohner hat sich die Beine aufgekratzt, weil er starke Verdauungsprobleme hatte, die man lange nicht bemerkte», sagt Mosimann.

Marco braucht jetzt weniger oft Fäuste und Zähne und ist berechenbarer geworden.

Die Betreuer sind darin geschult, solche versteckten Bedürfnisse so früh wie möglich zu erkennen. «Wir wollen möglichst wenig Zwang anwenden – niemanden einsperren, keine Zwangsmedikation», erklärt Mosimann.

Keine Selbstverständlichkeit. In den über 20 Jahren, in denen die Sozialpädagogin in anderen Wohngruppen arbeitete, musste sie oft auf Beruhigungsspritzen als letzten Ausweg setzen. Ein normaler Alltag, sagt sie, war ohne Medikamente gar nicht möglich.

Kurz vor Ende des Besuchs die einzige heikle Situation. Marco möchte aufs WC, doch die Tür ist abgeschlossen. Nach mehreren erfolglosen Versuchen stöhnt er, dreht sich um, baut sich vor einem Betreuer auf, der die Szene aus dem Augenwinkel beobachtet hat. Seelenruhig nimmt er den Schlüssel, öffnet die Tür. Marco entspannt sich sichtlich, verschwindet schnell. «Man muss gut beobachten, um alle Signale zu lesen und richtig zu interpretieren», sagt Christine Seiler. Auch weit subtilere. «Manchmal sind es errötete Wangen oder eine schnelle Handbewegung.»

Am schlimmsten für die Betreuer ist Gewalt, die Bewohner gegen sich selbst richten. Wenn jemand den Kopf gegen die Wand schlägt oder sich in den Arm beisst. «Das sind Momente der Hilflosigkeit, die schwer auszuhalten sind», sagt Mosimann. Besonders bei Selbstverletzungen stellt sich die Frage, ob Zwang nicht besser wäre. Man hat Bewohnern schon Stulpen angezogen, um das Kratzen zu verhindern. Oder Helme, damit sie nicht mit dem Kopf gegen die Wand gingen. «In solchen Momenten entscheiden wir, dass wir diese Selbstverletzungen nicht mehr zulassen. Dadurch geben wir den Bewohnern aber auch Freiheit zurück», sagt Dani Hohler, Geschäftsführer der Stiftung Faro. Ohne sanftere Zwangs- >>



Karin*, Bewohnerin.

Gesundheit besonders beachten

In den Institutionen ist ein Trend Richtung Intensivbetreuung von Menschen mit kognitiver Beeinträchtigung spürbar, die ein herausforderndes Verhalten zeigen. Ein Forschungsprojekt der Hochschule Luzern will jetzt das Kompetenzprofil und den Unterstützungsbedarf der Mitarbeitenden in diesem Setting ermitteln.

Von Stefania Calabrese*

Verschiedene Studien zeigen, dass herausfordernde Verhaltensweisen bei Menschen mit kognitiven Beeinträchtigungen weit häufiger vorkommen als bei Menschen ohne Beeinträchtigungen. Institutionen der Behindertenhilfe sind oft mit Schwierigkeiten im Umgang mit dieser Klientel konfrontiert. Besonders herausgefordert sind dabei die Mitarbeitenden, die täglich mit Menschen mit herausfordernden Verhaltensweisen arbeiten. Sie berichten, dass die Gruppe der Klientel mit herausfordernden Verhaltensweisen nicht nur zunimmt, sondern die Fälle auch an Komplexität gewinnen. In jüngster Zeit wurden in diversen Institutionen der Deutschschweiz Settings im Bereich der Intensivbetreuung errichtet, um die Thematik zu zentrieren und den geforderten, komplexen Ansprüchen der Klientel Rechnung zu tragen. In weiteren Institutionen sind der Neu- und Ausbau von Intensivwohngruppen geplant. Ein institutioneller Trend in Richtung Intensivbetreuung ist spürbar.

Konzept der Intensivbetreuung

Die Intensivbetreuung richtet sich an Menschen, die insbesondere aufgrund ihrer Verhaltensweisen einen äusserst hohen Betreuungsanspruch haben. Die Intensivbetreuung zeichnet sich dadurch aus, dass dieser Klientel ein sicherer und individuell angepasster Rahmen geboten wird, der eine intensive und lebensbereichsübergreifende Unterstützung gewährleistet. Es sollen Weiterentwicklungs- und Bildungsprozesse initiiert werden, die zu einer Entfaltung der Lebensqualität und Persönlichkeit sowie einer Reduzierung von herausfor-

In der Intensivbetreuung sind die sozialen, emotionalen und kognitiven Anforderungen hoch.

dernden Verhaltensweisen führen. Das Ziel sollte sein, dass die Klientel temporär in der Intensivbetreuung lebt, in ihren Kompetenzen und Fähigkeiten gestärkt wird, alternative Verhaltens- und Bewältigungsstrategien lernt, sodass eine Eingliederung in regelinstitutionelle oder gemeindenahere Strukturen möglich ist. Die Gratwanderung zwischen «Weiterentwicklung ermöglichen» und «Isolation generieren» gilt es dabei stets professionell zu reflektieren.

Physische und psychische Gesundheit der Mitarbeitenden

Im Spannungsfeld zwischen dem Konzept der Intensivbetreuung und der Konkretisierung stehen die Mitarbeitenden: Die emotionalen, sozialen und kognitiven Anforderungen sind in der Intensivbetreuung entsprechend hoch. Die psychische und physische Gesundheit der Mitarbeitenden ist einem Risiko ausgesetzt. Begünstigend hierzu wirken auch strukturelle Bedingungen: homogene Klientelgruppen, wenig Kooperations- und Austauschmöglichkeiten im Team aufgrund häufiger 1:1-Betreuung etc. Durch das sehr anspruchsvolle Betreuungssetting können arbeitsbedingte Belastungen bei fehlender Aufarbeitung zu neuen Schwierigkeiten im Berufsalltag führen. Dies kann sich ungünstig

auf die Begleitung auswirken und somit das Lern- und Entwicklungsfeld für die Klientel nachhaltig negativ beeinflussen. Es ist nötig, den Mitarbeitenden Ressourcen zur Verfügung zu stellen, die eine langfristige und gesunde Arbeit in der Intensivbetreuung ermöglichen. Sie haben einen hohen Einfluss auf das Leben der Klientel und sind oft die wichtigsten Bezugspersonen für diese. Deswegen bedürfen die Mitarbeitenden in der Intensivbetreuung besonderer Beachtung, damit die Ziele «Weiterentwicklung», «Entfaltung der Lebensqualität und Persönlichkeit» und «Reduzierung von herausfordernden Verhaltensweisen» gemeinsam mit der Klientel erreicht werden.

Qualitativ-quantitatives Forschungsprojekt

Das Kompetenzzentrum Behinderung und Lebensqualität der Hochschule Luzern, Soziale Arbeit, führt mit der Unterstützung von ausgewählten Praxispartnern ein Forschungsprojekt durch (Sommer 2016 bis Winter 2017), in dem durch ein qualitativ-quantitatives Design ein Profil erstellt wird, das mitarbeitenden-spezifische Kompetenzen beinhaltet, die für eine qualitativ hochstehende Arbeit notwendig sind. Zusätzlich wird der Unterstützungsbedarf der Mitarbeitenden erhoben, um auf dieser Grundlage bedarfsgerechte, handlungspraktische Empfehlungen zu formulieren. Diese Bestrebungen sind sowohl für die Professionalisierung als auch für die Verbesserung der Lebenssituation der Klientel relevant. ●



***Stefania Calabrese** ist Dozentin und Projektleiterin im Institut für Sozialpädagogik und Bildung der Hochschule Luzern, Soziale Arbeit.



Die Zimmer sind zum Schutz der Bewohner sehr karg eingerichtet.

Die Betreuung ist teurer

Im Aargau gibt es 12 Wohnplätze für Leute mit stark herausforderndem Verhalten, ab Mitte Jahr werden es 16 sein. Zahlen für die gesamte Schweiz sind nicht erhältlich.

«Intensivwohngruppen sind ein junges Konzept, das sich in einer Pionierphase befindet», sagt Sascha Giger-Dubach, Mediensprecherin des Kantons Aargau. «Der Bedarf wird intensiv beobachtet.» Entsprechende Plätze werden vom Kanton gesprochen und sind teuer – im Aargau kosten sie aufgrund der Eins-zu-eins-Betreuung dreimal so viel wie in einem normalen Wohnheim. Für die Infrastruktur in der Wohngruppe Sternbild wurden mehr als 400 000 Franken investiert.

massnahmen könnte man die Person nämlich irgendwann nur noch an Händen und Füssen an ein Bett binden. «Und das wollen wir unbedingt vermeiden.»

«Wir stellen ihn in eine Ecke»

Der Umgang mit Zwang ist ein heikles Thema. Die Forscherinnen Stefania Calabrese von der Hochschule Luzern und Eva Büschi von der Fachhochschule Nordwestschweiz haben während ihrer letzten Untersuchung immer wieder von problematischen Szenen gehört. «Betreuer haben erzählt: «Wenn er schwierig wird, stellen wir ihn in eine Ecke, arretieren den Rollstuhl oder schliessen ihn ein», sagt Büschi. Mit dem neuen Erwachsenenschutzrecht müssen die Betreuer zwar jede Massnahme, ihre Dauer und ihren Zweck protokollieren. Dennoch würden repressive Massnahmen nicht immer nachbesprochen und kritisch reflektiert. Wenn Betreuer Zwang anwenden, wird das Verhalten der Bewohner aber oft noch herausfordernder, mahnen Calabrese und Büschi – weil sie sich unverstanden fühlen.

«Wir wollen unbedingt vermeiden, dass wir Leute ans Bett binden müssen.»

Eine weitere Gefahr sei, dass man schwierige Bewohner in Sondergruppen abschiebe und sie über Jahre dort belasse. «Eigentlich sollten sie mit der intensiven Betreuung wieder Vertrauen in die Institutionen schöpfen und Verhaltensweisen lernen, die einen normalen Heimplatz ermöglichen», sagt Calabrese. Wenn jemand in der Sonderbetreuung bleibt, ohne Hoffnung auf einen normalen Heimplatz, gebe man die Person auf. «Dann wird die Sondergruppe zur Endstation.»

Als Endstation ist die Spezialwohngruppe der Stiftung Faro nicht gedacht. «Die Bewohner sollen wieder in einem Beschäftigungsatelier arbeiten und in ein normales Wohnheim integriert werden können», sagt Geschäftsführer Dani Hohler. In dem halben Jahr, seit die Bewohner hier leben, hätten sie sich schon deutlich stabilisiert.

Das merken auch die Angehörigen. Marcos Schwester Carmen* lobt, ihr Bruder sei im Wohnheim aufgeblüht. Er brauche weniger oft Fäuste und Zähne, und er sei berechenbarer geworden. «Früher wussten wir nie, ob er plötzlich ausrastet», erklärt sie. «Aber jetzt merkt mein Bruder, dass er ernst genommen wird.» ●

Erwachsene mit Beeinträchtigung und herausfordernden Verhaltensweisen

Für alle eine grosse Beanspruchung

Warum verletzen Menschen mit Beeinträchtigungen sich selbst und andere oder beschädigen Wohnungseinrichtungen? Dieser Frage geht eine Studie der Fachhochschule Nordwestschweiz nach, eruiert die Auswirkungen von herausfordernden Verhaltensweisen und den Umgang damit. Fazit: Gelingende Interventionen müssen immer den Kontext berücksichtigen.

Die Problematik der herausfordernden Verhaltensweisen im Sinn von Fremd- und Selbstverletzungen sowie Sachbeschädigungen durch Menschen mit Beeinträchtigungen ist derzeit in der Praxis hochaktuell. Doch häufig fehlt spezifisches Fachwissen für einen professionellen Umgang damit. Um diese Lücke zu schliessen, fokussierte eine 2014 angestossene Studie des Instituts Integration und Partizipation an der Hochschule für Soziale Arbeit der Fachhochschule Nordwestschweiz auf die Fragen nach Entstehungsbedingungen von herausfordernden Verhaltensweisen, nach deren Auswirkungen und nach dem Umgang damit.

Ausgewählte Studienergebnisse

Die Studie konzentrierte sich auf zehn Erwachsene, die in Institutionen der Behindertenhilfe leben und als schwer beeinträchtigt mit herausfordernden Verhaltensweisen eingestuft wurden. Mit zehn Bezugspersonen aus dem Wohnbereich sowie zehn Bereichs- oder Institutionsleitenden wurde je ein Interview durchgeführt mit folgenden zentralen Ergebnissen:

■ Entstehungsbedingungen

Grundsätzlich lassen sich personen- und kontextbezogene Entstehungsbedingungen ausmachen. Mit personenbezogenen Erklärungsansätzen sind Erklärungen gemeint, welche die Ursachen für die Verhaltensweisen ausschliesslich oder überwiegend im Körper, in den Körperfunktionen, in der Psyche respektive in der Lebensgeschichte der Personen vermuten. Auch körperliche Schmerzen oder mangelnde Kommunikationsmöglichkeiten werden als zentrale Aspekte genannt. Weiter werden nicht erfüllte Grundbedürfnisse nach Zuwendung, Selbstbestimmung, nach Sicherheit oder auch nach Sexualität als wichtige Entstehungsbedingungen bezeichnet. Die Daten zeigen, dass herausfordernde Verhaltensweisen häufig kontextbezogen auftreten. Kontextbezogene Erklärungsansätze sind jene, bei denen die Ursachen der herausfordernden Verhaltensweisen in strukturellen Rahmenbedingungen oder in Aspekten vermutet werden, die Mitarbeitende in sozialen Institutionen gestalten können. Die Komplexität von herausfordernden Verhaltensweisen besteht darin, dass personenbezogene mit kontextbezogenen

Entstehungsbedingungen zusammenwirken und dadurch oft unklar bleibt, welche Ursachen relevant sind. Dies bringt mit sich, dass auch unklar bleibt, auf welcher Ebene Interventionsansätze möglich und sinnvoll sind. Diese Komplexität war bei allen in der vorliegenden Studie untersuchten Fällen gegeben. Entsprechend wurde deutlich, dass es für Begleitpersonen unabdingbar ist, der professionellen Situationserfassung, Analyse und Diagnose viel Raum zu geben, um den Fall möglichst differenziert zu verstehen, bevor Handlungsziele definiert und Interventionen geplant und umgesetzt werden.

Interventionen erfolgen pädagogisch, aber auch repressiv mit Fixation, Ausschluss, Medikation.

■ Umgang

Zum einen erfolgen Interventionen, die eher pädagogisch, bedürfnis- und entwicklungsorientiert ausgerichtet sind und der Klientel ein Angebot von alternativen Verhaltensweisen bieten. Zum anderen wird aber auch eher repressiv interveniert mit Fixation, Separierung, Ausschluss und Medikation –

Massnahmen, die die Klientel einschränken, ihren Handlungsspielraum begrenzen und zugleich auf eine einseitig personenbezogene Sicht verweisen.

Weil für die Entstehung von herausfordernden Verhaltensweisen neben personen- auch kontextbezogene Aspekte eine grosse Rolle spielen, müssen Interventionen den Kontext immer mitberücksichtigen. Längerfristige Modifikationen der umweltspezifischen Bedingungen (zum Beispiel Angebotsanpassungen, Überprüfung von Einstellungen und Haltungen etc.) sind für gelingende Interventionen wichtig.

■ Auswirkungen

Auffallend ist, dass Auswirkungen sowohl bezogen auf die Klientel als auch auf Mitarbeitende, Drittpersonen und die Institutionen im Allgemeinen praktisch alle negativ assoziiert sind. Die zahlreichen Nennungen von physischen und psychischen Belastungen der Klientel und Mitarbeitenden verdeutlichen, wie sehr herausfordernde Verhaltensweisen alle Beteiligten beanspruchen.

Die sozialen Institutionen sind somit gefordert, sich konzeptionell mit der Problematik auseinanderzusetzen, um die negativen Auswirkungen für alle Involvierten zu minimieren. (eb, stc) ●